

Unermüdlicher Piano-Poet

Grigory Sokolov im Musiksaal

Von Silvan Moosmüller

Basel. Klavierabende mit Grigory Sokolov gehören zum Faszinierendsten, was der klassische Konzertbetrieb derzeit zu bieten hat. Das liegt nur vordergründig an der inzwischen hinlänglich bekannten Eigenart dieses russischen Meisters, seine Programme mit umfangreichen Zugaben auszustatten. Diesmal gab es neben dem angekündigten Chopin-Programm – es war mit der berühmten dritten Sonate und zehn Mazurkas eigentlich schon gut bestückt – ganze drei Schubert'sche Impromptus D 899, dessen Klavierstück Nr. 2 D 946 sowie zwei weitere Miniaturen Chopins (also insgesamt sechs Zugaben!) obendrauf. Doch bei Sokolov ist dies mehr als eine blosse Finte. Vielmehr deutet das Gewicht der Zugaben auf einen Charakterzug seiner Klavierkunst insgesamt: Sokolov ist der geborene Performer, ein Meister der Spontanität.

Nach aussen hin würde man das kaum vermuten: Den ganzen Abend lang tritt Sokolov mit unveränderter Miene auf. Schnurstracks eilt er über die Bühne. Mit einer beiläufigen Verneigung wendet er sich zum Publikum. Dann lässt er den Frack mit einem flinken Handgriff über die Stuhlkante gleiten. Die Musik hat begonnen und der dicht über die Klaviatur gebeugte Körper tut kaum einen Wank. Nur die Finger fliegen über die Tasten.

Kurzum: Es sind nicht die Äusserlichkeiten, mit denen Sokolov um Aufmerksamkeit heischt. Er fesselt sein Publikum unmerklich, durch Feinheiten – und dies mit der Abgklärtheit eines alten Hexenmeisters. Nach der Abdunkelung des Saals vor Konzertbeginn überlässt er die Hörerschaft noch zwei Minuten ihrer Erwartung. Bereits vor seinem Auftritt wird klar: Sokolov ist der Herr über die Zeit.

Intensität des Augenblicks

Für die Gestaltung der Zeit besitzt Sokolov auch am Klavier ein untrügliches Gespür. Bald überrascht er mit einem Innehalten, bald mit einer plötzlichen Beschleunigung, dann wieder scheinen die Läufe selbstvergessen vor sich her zu kullern. Sokolovs Chopin-Interpretation ist von einer eminenten Geschmeidigkeit. Unverkrampt und bestechend direkt; dabei stets den kleinen Erschütterungen nachspürend, die den filigranen Kompositionen innewohnen. Die durchdringende Klarheit in den sanglichen Partien, die gewaltigen, sich konvulsivisch stauenden Spannungsmomente, das ätherische Flüstern der Arpeggien, die kunstvolle Sorgfalt in der Ausführung der Verzierungen. Nichts wirkt übertrieben, manches wird nur angedeutet. Aber alles schwingt sich ein in dieses unvergleichliche Pulsieren, eine Art freien Rhythmus, der sich keinem Diktat unterordnet. Sokolovs Kunst ist das ad libitum. Sie erreicht eine zuweilen fast unheimliche Lebendigkeit.

Nachrichten

Gitarrenheld Jeff Beck sagt Europatournee ab

London. Der britische Ausnahmegitarriist Jeff Beck hat nach Konzerten in Deutschland den Rest seiner Europatournee abgesagt. «Ich kann bestätigen, dass Jeffs Europatournee aus gesundheitlichen Gründen abgesagt wurde», sagte Beckes Sprecher Phil Banfield der Nachrichtenagentur DPA. Einzelheiten nannte er nicht. Beck, der heute Dienstag seinen 70. Geburtstag feiert, hätte unter anderem am Samstag, 5. Juli im Zürcher Kongresshaus auftreten sollen. SDA

Countrysänger Jimmy C. Newman gestorben

Nashville. Der Countrysänger Jimmy C. Newman ist tot. Er erlag am Samstag 86-jährig in Nashville einem Krebsleiden, wie die Regionalzeitung *The Tennessean* am Montag meldete. Sein erster Hit war 1954 «Cry, Cry Darling», sein grösster drei Jahre später «A Fallen Star». SDA

Das unbekannte Meisterwerk

Giacomo Puccinis selten gespielte Oper «La Fanciulla del West» am Opernhaus Zürich

Von Sigfried Schibli, Zürich

Selbst altgedienten Opernhäsen kann es passieren, dass sie eine Puccini-Oper hören, die sie noch nie auf der Bühne gesehen haben: den 1910 uraufgeführten Dreiakter «La Fanciulla del West», übersetzt meist als «Das Mädchen aus dem Goldenen Westen». Noch seltener wird nur das operettenhafte Puccini-Werk «La Rondine» gespielt. Und es scheint sich auch in Zürich herumgesprochen zu haben, dass «La Fanciulla» keine «richtige» Puccini-Oper ist, dass man hier nicht in die herzerweichenden Arien und Duette von «La Bohème» oder «Tosca» eintauchen und sich bis zur Besinnungslosigkeit daran sattören kann. Am Premierenabend blieben einige Plätze im Opernhaus leer.

Dabei segelt dieses Werk ganz und gar auf der Höhe von Puccinis Kunst der Instrumentation und kann sich auf ein stimmiges, originelles Libretto stützen. Welche Oper spielt denn sonst schon im Goldgräbermilieu? Höchstens vielleicht die «Dreigroschenoper», mit welcher «La Fanciulla» eine gewisse motivische Ähnlichkeit hat, wobei Puccini der anti-kapitalistische Impetus von Bert Brecht und Kurt Weill gänzlich fremd war. Ihn faszinierte vielmehr das alte Thema der Liebe wider alle gesellschaftliche Logik und Vernunft. Die Barbesitzerin Minnie wird von allen Männern bewundert und von einigen begehrt, pocht aber auf ihre Selbstständigkeit und bleibt trotzig einsam.

Ohne Regietheater-Mätzchen

Den heftig um sie werbenden Sheriff Rance weist sie zurück, erst der Fremdling Dick Johnson bringt ihr Herz zum Schmelzen. Dass dieser Johnson in Wirklichkeit der polizeilich gesuchte Bandenführer Ramerrez ist, stört Minnie nur vorübergehend – am Ende hält sie ihm die Treue und rettet ihn vor den zu einem Lynchmord bereiten Goldgräbern.



Unter Goldgräbern. Catherine Naglestad in der Puccini-Oper. Foto Monika Rittershaus

Puccini hat einem etwas dialoglastigen ersten Akt zwei actionreiche Akte folgen lassen und ein Happy End dezimiert, das erstaunlich lyrisch daher-

kommt. Und der australische Regisseur Barrie Kosky – derzeit erfolgreicher Intendant der Komischen Oper Berlin, an der zuvor Zürichs Intendant Andreas

Homoki wirkte – inszeniert das Stück im hyperrealistischen Bühnenbild von Rufus Didwiszus ungewohnt konventionell.

Ohne Rücksicht auf Schönheit

Wären da nicht ein von der Regie hinzuerfundener Banjospieler, der den Mangel an «Wildwest-Musik» in diesem Werk wettmachen soll, und die gegen den Strich gebürstete Figur der Wowkle, die ihr Kind nicht liebevoll in den Schlaf wiegt, sondern eine Puppe brutal zurichtet, und würde nicht immer wieder kräftiges Donnerrollen das drohende Unheil ankündigen – man müsste von einer geradezu extrem werktreuen Produktion sprechen. Da stimmt jedes Ausstattungsdetail und wird jede Nuance der Handlung strikt umgesetzt.

Minnie ist die unbestrittene Hauptperson, und die kalifornische Sopranistin Catherine Naglestad verleiht dieser Figur körperliche Wucht und stimmliche Präsenz. Vielleicht keine «schöne» Stimme im Sinne verführerischer Raffinesse, dafür aber eine beeindruckende Parforceleistung.

Mit glänzender Besetzung

Zoran Todorovich singt mit heldentonaler Verve (und ohne Rücksicht auf die Intonation) den liebenden Verbrecher Dick Johnson, Scott Hendricks ist mit kräftig-rauem Bariton der um Gerechtigkeit bemühte Polizist Jack Rance. Die sonstigen, fast ausschliesslich männlichen Partien sind glänzend besetzt, auch der Männerchor und das Philharmonia Orchester singen und spielen furchtlos und engagiert.

Dem souverän steuernden Dirigenten Marco Armiliato wie dem gesamten Ensemble war der Premierenapplaus sicher. Die Chance, dass sich «La Fanciulla» im Repertoire halten kann, ist deutlich gestiegen.

Opernhaus Zürich. Nächste Aufführungen 25., 28. Juni.; 2., 4., 8., 11., 13. Juli. www.opernhaus.ch

Zu den Verhaftungen auf dem Messeplatz

Mit Tortenscheiben aufs Polizeirevier

Von Renatus Zürcher

Die Art Basel lässt sich 2013 von dem japanischen Künstler Tadashi Kawamata ein «Favela Café» vor die Türen bauen, in dem die Kunst-Schickleria ihren Espresso schlürfen kann. Als Kunststudenten die «Favela» beim Wort nehmen und besetzen, lässt die Art einen Polizeitrupp mit Tränengas aufmarschieren.

Ein Jahr später: Studierende der HGK nehmen Kontakt auf mit dem in Basel domilzierten Künstlerkollektiv «diezelle». Die strategische Choreografie des Polizeieinsatzes wird von einer Studentin aufgrund von öffentlich zugänglichem Video- und Fotomaterial untersucht. Daraus entwickelt sich die Kunstaktion Art and Order. Mit weissen Tortenscheiben als visuellem Element wird an drei Abenden gemeinsam mit den Anwesenden eine Choreografie entwickelt. Am 20. Juni um 19 Uhr soll damit auf dem Messeplatz ein visuelles Zeichen gesetzt werden um an die brutale Räumung durch die Polizei vor einem Jahr zu erinnern. Alle Interessierten sind eingeladen, daran teilzunehmen.

Am Freitag 20. Juni 2014 gegen 18 Uhr trafen sich zwei Dutzend Lernende und Lehrende der Schule für Gestaltung Basel und Studierende der Hochschule für Gestaltung und Kunst, um ein letztes Mal zu proben. Um 19 Uhr wollte man auf den Messeplatz gehen, spätestens um 20 Uhr wollte man den Abend mit einem gemeinsamen Picknick beenden.

Während dieser letzten Probe fallen Personen auf, die uns observieren. Eine Frau macht versteckt Videoaufnahmen, ein Mann mit Harley-Davidson-Jacke spaziert über den Platz. Jemand spricht in den Hemdsärmel. Von der Gruppe werde ich als Sprecher bestimmt. Der Einsatzleiter der Polizei tritt auf den Plan, ich verlasse die Formation und wir beide setzen uns auf eine Bank und

stellen uns gegenseitig vor. Der Einsatzleiter sagt, dass die Polizei informiert sei, dass auf dem Messeplatz ein «Stras-sentheater» geplant sei.

Die Polizei habe jede Ansammlung auf dem Messeplatz verboten. Es werde keine Ansammlung geduldet. Ich kläre ihn über das Kunstprojekt auf und frage, was unter Ansammlung zu verstehen sei. Der Einsatzleiter kann mir keine Antwort geben. Ich vertrete die Ansicht, der Messeplatz sei öffentlicher Raum und frei zugänglich.

Der Einsatzleiter weist mich darauf hin, dass beim Betreten des Messeplatzes die Personen zur Personenkontrolle abgeführt würden, um eine «Gefährdung» zu verhindern. Anschliessend gehe ich zurück zur Gruppe, informiere sie über das geführte Gespräch und gemeinsam wird beschlossen, die Aktion abzublenden. Es wird entschieden, einzelne Tortenscheiben auf dem Messeplatz zufällig an Passanten zu verteilen. Ich sammle das Gros der Tortenscheiben wieder ein, packe sie in eine blaue Tasche und verlasse das Schulareal allein.

Ich sage, ich sei auf dem Heimweg. Der Polizist lacht und unterstellt mir eine «Guerilla-Taktik».

Ich verlasse zu Fuss mit den Tortenscheiben bepackt das Schulareal durch das Haupttor an der Vogelsangstrasse, wo zwei Polizisten in Zivil herumstehen. Ich beschliesse, nach Hause zu gehen. An der Ecke Vogelsangstrasse / Peter-Rot-Strasse begegne ich Kurt Würmli, einem weiteren Teilnehmer am Kunstprojekt. Kurz darauf werden wir von den zwei Zivilpolizisten angehalten und müssen die Ausweise zeigen: Personenkontrolle.

Ohne weitere Angaben von Gründen ordern die Polizisten einen Trans-



In Reih und Glied. An der Art 2013 räumte die Polizei die spontane Party um die Favela-Installation auf dem Messeplatz. Foto Youtube

porter, der nach zirka zehn Minuten eintrifft.

Im Fahrzeug weise ich den Polizisten darauf hin, dass ich auf dem Heimweg sei, was ich später nochmals einer Polizistin schriftlich zu Protokoll gebe. Der Polizist lacht und unterstellt mir eine «Guerilla-Taktik».

Nun beginnt die eigentliche «Personenkontrolle». Im Waaghof muss ich in der Tiefgarage allein auf einer Holzbank sitzen, eine halbe Stunde in den Abgasen der eintreffenden Transporter, ohne Angaben von Gründen die Festnahme betreffend. Dann werde ich in eine Art Dusche geführt («Du kannst jetzt Zürcher filzen»). Ein Beamter betritt den Raum, zieht wortlos Latexhandschuhe an und fordert mich auf, mich vollständig auszuziehen. Der Polizist kontrolliert akribisch die Socken, die Unterhosen, fordert mich auf, die Fusssohlen zu zeigen. Anschliessend darf ich mich wieder zum Teil anziehen: Schuhbänder, Gürtel, Jacke, Nasentuch, Portemonnaie, Uhr etc. werden in ein Plastikbecken gelegt. Der Polizist möchte auch die Brille beschlagnahmen. Ich weise ihn auf meine starke

Kurzsichtigkeit hin, der Beamte verzichtet «ausnahmsweise» auf eine Beschlagnahme.

Drei Stunden verbringe ich in einer Sammelzelle, ohne Angaben von Gründen zur Festnahme, trotz mehrmaligen Nachfragen, auch ohne Angaben wie lange die Haft dauern wird. Ich muss Formulare unterschreiben, ohne dass ich davon eine Kopie bekomme, obwohl mir das mündlich zugesagt wird. Um 22.30 Uhr werde ich wie die anderen Teilnehmenden der Kunstaktion aus der Haft entlassen – «Sie werden von uns einen Brief bekommen», sagt ein Beamter.

In den folgenden Tagen zeigen sich psychische Reaktionen auf die erlittenen Demütigungen: Schlafstörungen, Gereiztheit, Kopfschmerzen, Apathie und dergleichen. Niemand von uns kann das Vorgefallene auch nur ansatzweise verstehen.

Renatus Zürcher ist Künstler, Autor und Mitglied der Künstlergruppe «diezelle», welche die Favela-Räumung von 2013 an der diesjährigen Art auf dem Messeplatz nachtanzen wollte. Seit 2009 ist Zürcher Lehrer an der Schule für Gestaltung Basel.